



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 1.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Riefen im Schnee.

Trauernd stehen Föhren,
Tiefgebeugt vom Schnee;
Durch des Waldes Stille
Iret ein braunes Reh.

Schaut aus schönen Augen
Auf die kalte Nacht,
Die den Wald umzaubert
In der Winternacht.

Leise geht ein Raunen,
Wie von Baum zu Baum:
Unterm Schnee begraben
Liegt ein Sommertraum.

Heinrich Mahler.

Der Kalkofen auf dem Leher Büttel.

Trotz seiner großen Geschichte besitzt Lehe wenig merkwürdige Baulichkeiten aus alter Zeit; allein den vor vielleicht 800 Jahren aus schön behauenen Granitfindlingen errichteten Unterbau der alten Kirche hat es aus der Vorzeit gerettet. Sacht haben die Feuerbrände, die um das Jahr 1800 herum den alten Flecken so furchtbar heimsuchten, bald alle Bauwerke verzehrt. Von den wenigen, die von den Flammen verschont sind, steht noch das frühere Sandkuhlische — jetzt Seinsohn — Haus an der Poststraße, das zwar durch seine am Hause angebrachte Jahreszahl, wohl aber durch seine Barockverzierungen uns seine Erbauungszeit als das 18. Jahrhundert angibt. Gleichfalls alt ist das von der Witwe Harries am Eingang der Neuenstraße bewohnte bescheidene Fachwerkgebäude. Dieses, von Seilsborn 1772 erbaut, zeigt so recht die Bauweise der früheren Kötnerhäuser, ein aus wenigen Fachern bestehendes kleines niedersächsisches Bauernhaus — die Wohnräume hinten, die Ställe vorne. Man baute es nicht dicht an die Straße, damit vor den Stalltüren Raum für den Düngerhaufen blieb. Als die Wohnplätze im Flecken infolge der Hafenanlagen knapper wurden, hat man hier, wie auch sonst vielfach, einen die halbe Breite des Hauses einnehmenden, bewohnbaren Vorbau „Bakale“ angeklebt.

Auch im 19. Jahrhundert ist wenig Bemerkenswertes in Lehe gebaut. Nur ein uns so fremdartig vorkommendes Bauwerk erregt die ganz besondere Aufmerksamkeit. Das ist der Kalkofen auf dem Leher Büttel an der Batteriestraße, gegenüber der Turnhalle, nahe dem Elektrizitätswerk. Er hat die Form einer mächtigen Flasche, eines „Büttels“; da die Leher keine Sprachforscher waren und sich den Namen des Ortsteils Büttel, den sie Büttel aussprachen, nicht erklären konnten, meinten sie wohl, daß der Ortsteil von der großen Flasche den Namen habe. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als hier und in Bremerhaven viel gebaut wurde, gab es vier solcher Kalköfen in Lehe; außer diesem der Neumannsche vor dem Köths Kamp, westlich vom Marktplatz, der Allersche zwischen Misch Hotel und Winkelmann und der von Wilms am Bahnübergang. Im nahen Längen gab es auch noch einen Ofen zum Kalkbrennen wo das dortige Elektrizitätswerk gebaut ist. Auch wurde außer in diesen festen Steinbauten der für kleinere Bauten begehrte Kalkmörtel im offenen, sogenannten Feldbrand hergestellt. Aber alle diese angeführten Steinbauten konnten sich mit dem Riefen in Büttel nicht messen. Sie waren, wie der jetzt noch am Bremer Tief stehende, jetzt halb verfallene, oben offen, ohne die Halsverengung, verbrauchten also unvernünftig viel Feuerung. Die Kalköfen, die einst wie die Windmühlen zur Eigenart unserer Landschaft mit beitrugen, sind alle verschwunden, in unserer Gegend bis auf unsern und den bei Bremen. Den unserigen hat, obwohl seit langem kein Rauch mehr als Zeichen seiner Benützung aus ihm aufsteigt, seine feste Bauart vor dem Geschick seiner Brüder bewahrt. Aus guten Kalksteinen gebaut ist seine Wand fast einen halben Meter stark; der Kumpf mit acht breiten Eisenbändern und einer starken eisernen Kette umspannt. Der Kalk sollte meinen, daß das feste Mauerwerk stark genug wäre, um selbst bei der mächtigsten Hitze beim

Brennen im Innern stand zu halten. Doch der Techniker sagt, „die Eisenringe seien nötig, um die Zugbeanspruchung bei Ausdehnung des Ofens infolge der Erhitzung anzunehmen“.

Unser Kalkofen ist etwa 12 Meter hoch und hat am Fuße, seiner breitesten Stelle, 25 Schritt Umfang, also 6 Meter Durchmesser. Stabe an Boden waren vier Reihen Zuglöcher angebracht; drei nach dem vorliegen-



den Kalkhaufe gewandte Deffnungen dienten zum Einbringen der zum Brennen nötigen Stoffe. Dies waren Torf und Muschelschalen. Der Brandmeister packte zunächst eine doppelte Torfschicht, und zwar stellte er die Sodaschräg lose gegeneinander, so daß immer genügend Luft zur Verbrennung blieb. Die Luftzufuhr erfolgte durch die Zuglöcher. Darüber schüttete er eine etwa 10 Zentimeter dicke Muschelschicht; darüber wieder Torf und so abwechselnd fast bis zur Höhe des Halses, wenn er einen vollen Brand machen wollte. Ein geringerer Brand benötigte natürlich weniger Raum. In der Mitte der Torf-Muschelpackung blieb ein sorgfältig aufgebaute Schacht, in den einige glühende Kohlen geschüttet wurden, wenn der Brand beginnen sollte. Die drei seitlichen Deffnungen wurden vorher noch mit aufeinander geschichteten Kalksteinen und außerdem durch eiserne Türen verschlossen, um eine möglichst hohe Brennglut im Ofen zu erzielen. War der Ofen ausgebrannt und nach einigen Tagen abgekühlt, so wurde das weiße mit Torfasche vermischte Kalkmehl in das nebenliegende Haus gebracht. Wurde Kalk bestellt, so wurde das Kalkmehl in langen niedrigen Holatrögen gelöst. Aus der nahen Pumpe wurde eine geringe Menge Wasser darüber gegossen und der ent-

tehende dampfende Brei mit an Holzstielen befestigten Eisenschlägeln durchgeknetet, um auch die nicht völlig zu Mehl verbrannten Schalen zu zertrümmern. Eine Tonne Muschelschale kostete in den Jahren 1864 bis 1866 20 Groschen.

Weil man auf die weiße Farbe des Kalks, den man ja nicht nur als Mörtel, sondern auch zum Weißen der Wände gebrauchte, besonderes Gewicht legte, durfte kein Torf, der schwärzliche Asche hinterließ, genommen werden. So konnte der Brandmeister Torf aus einem Moor bei Lehe nicht verwenden. Wir holten losen Torf aus Wehden oder Hymendorf.

Die Muschelschalen wurden von Schilkwern, Schiffen bis zu 20 Lasten, aus der Wesermündung, den Wurster Watten, geholt. Die Besitzer dieser Fahrzeuge waren wohl ausschließlich in Land Wursten beheimatet, weil die Bewohner dieser Marschen das alleinige Recht in Anspruch nahmen, diese Gründe, streit sie mit Menschenfuß zu begehen waren, zu nutzen (Jagd, Fischerei und Schillgraben). Die Muschelschalen wurden allgemein nur Schill (engl. shell) genannt. Am beliebtesten waren dem Kalkbrenner „die Krusen“ — *Cardium edule* —, weil sie schönes weißes Mehl lieferten. Die großen weißen Sandmuscheln — *Mya arenaria* — waren schon weniger beliebt. „De Bogenogen“ — *Macra*, *Tellina* und *Serobicularia* — schätzte man nicht, weil ihre Schalen recht hart waren und deswegen im Brande nur schwer zerfielen. „De Blauen“, die Miesmuscheln und „den Amdud“, die kleinen *Litorina*-Schnecken, wurden ihrer schwarzen Asche wegen möglichst ausgesondert.

Die Muscheln leben einzeln im Watt, die Krusen, die eßbaren Herzmuscheln, dicht unter der Schilsoberfläche; die Sandmuscheln sind im Sande etwa fingertief eingegraben; sie ragen mit den beiden verwachsenen Siphonen, „den Rüsseln“, hervor und spritzen daraus, wenn sie beim Erschrecken rasch zurückgezogen werden, im Bogen Wasser hervor, weswegen der Schiffer sie auch „de Bissers“ nennt. — Des Schillgräbers Arbeit würde sich nicht lohnen, wenn er die einzelnen Muscheln zusammen suchen müßte. Dies überläßt er der Wasserströmung, die ja stets an den Schil- und Sandbänken nagt, sie abbaut und wieder aufspült. Zuerst fallen im neuen Briel die schweren Muschelschalen bei vermindertem Strom aus und werden dort zu Bänken angehäuft. Diese sucht der Schiffer auf, legt sich dort vor Anker und gräbt mit der „Schillfork“ die Schalen aus. Diese Fork ist eine flache, 25 Zentimeter breite aus fünf, je 3,5 Zentimeter breiten Zinken bestehende schwere Gabel, die an einem schrägen Holzstiel befestigt ist. Hebt der Schillgräber, der wegen der schneidenden Schalen nicht barfuß gehen darf, die Muschelschalen, so läuft durch die vier Schlitze zwischen den Zinken ein Teil des anhaftenden Sandes mit dem abfließenden Wasser ab. Den Rest des Sandes sucht der Gräber durch Schütteln der Körbe, in die er seine Bente geschüttet, im Wasser auszuspielen. Die Körbe trugen die Wurster in das Schiff. Das Festhalten an dieser altüberlieferten Arbeitsweise hat mit dazu beigetragen, daß in Wursten die Schillgräberei, die im vorigen Jahrhundert stark betrieben wurde, schon frühzeitig aufgehört hat. Der letzte Gräber, v. Lintig, hat gleich nach dem Weltkrieg den Ewer stillgelegt. In Ostfriesland (Schieffaren mit Drahtgeflecht) und in Holland (Dampfzucker) werden noch Muschelschalen gesammelt. Der Ewerführer brachte sein Gut in Lehe nach unserm Hafen, der Schiffstahle an der Geeste, hinter der Oberrealschule, von wo die Ladung mit Wagen nach dem Ofen gebracht wurde. Wir Jungens hatten dann ja auch Spielgelegenheit mit den weißen Schalen, aber mehr freute uns der in kleinen Stücken dazwischen gemengte Bernstein, der so schön brannte.

Dem Geologen, der lektin unsere Bodenkarte aufnahm, war das Vorkommen einer Muschelschicht an der Geeste ganz unerklärlich bis ihm Aufklärung gegeben wurde, daß er seinen Bohrer auf einen früheren Aufschlag in den Boden gestoßen hatte. Für mich tollkühnster Bengel von zehn Jahren war das Hinansteigern auf den Kalkofen bis oben auf die Krone ein beliebtes Stück. Aber Kummer machte mir mein Spitzname „Ran Kalk“, den selbst ein größerer Junge nur auszusprechen brauchte, wenn er mit mir die schönste Kellerei zu haben wünschte.

Jetzt steigt schon lange kein Rauch mehr vom Kalkofen auf. Im Jahre 1860 hat mein Großvater ihn gebaut. Zu manchen Säusern und andern Bauten in den Hafenstädten hat er den Mörtel in den ersten besten Backsteinen nach seiner Erbauung geliefert. Das Brennen in ihm wurde weniger als die Eisenbahn gebaut wurde. Diese brachte aus dem Binnenlande den mit weniger Mühe zu gewinnenden und daher billigeren Steinkohl. Bald nach 1870 sind in ihm zuletzt Muscheln zu Kalk gebrannt.

Als Kulturdenkmal sollten wir das Bauwerk zu erhalten versuchen, zumal er seit 1895 durch das Storchennest, von dem im letzten Jahr noch die Alten mit drei Jungen nach dem Süden gezogen sind, zu einer besonderen Sehenswürdigkeit geworden ist.

Dr. J. Bohl.

Friesen- und Sachsenwappen im Mündungsgebiet der Weser und Elbe.

Wenn die Gegend zwischen Niederweser und Niederelbe in volkstümlicher Beziehung reizvoller ist als manche andere Gegend unseres Vaterlandes, liegt das nicht zum wenigsten an dem Gegensatz zwischen Sachsen- und Friesentum, das sich hier in mannigfacher Weise offenbart. Sprache, Personen- und Ortsnamen, Kunstdenkmäler, Agrarverhältnisse und manches andere erinnern noch heute daran, daß die Marschen am rechten Weserufer von etwa Sandstedt bis Cuxhaven von friesischen Kolonisten, das übrige Gebiet dagegen von Sachsen besiedelt ist. Daß diese Stammesunterschiede sich auch auf heraldischem Gebiet ausprägen, daß man in vielen Fällen auch den Familienwappen ansehen kann, ob sie friesischen oder niedersächsischen Ursprungs sind, ist bisher weniger be-

achtet worden. Einige nähere Ausführungen über diese Frage mögen daher dem Leser nicht unwillkommen sein, zumal neuerdings der Heraldik allgemein größtes Interesse entgegengebracht wird.

Sieht man von der Stadt Otterndorf im Lande Hadeln ab, so fehlt dem Gebiet zwischen Niederweser und Niederelbe jede ältere Stadt, deren Bürger schon in früheren Jahrhunderten sich eines Wappens bedient haben könnten. Der Brauch der Wappenführung war mithin in dem in Betracht kommenden Gebiet fast vollständig auf Adel- und Bauernstand beschränkt, und zwar, da die Führung des Wappens einen gewissen Wohlstand voraussetzte, auf den Marschbauernstand. Der Geestbauer führte ebenfalls eine Hausmarke. Die wappenführenden Geestbauernfamilien sind dagegen zu zählen. Auf der Geest war somit das Wappen praktisch dem Adel vorbehalten.

Da die friesischen Marschen so gut wie keinen Adel aufzuweisen hatten, vertreten die Bauernwappen der Niederwesermarschen den friesischen und die Bauernwappen der Niederelbmarschen nebst den Adelswappen den sächsischen Typus.

Worin bestand dieser nun?

Wenn wir die in den Wappen vertretenen Figuren auf ihre Häufigkeit miteinander vergleichen, fällt uns ein grundsätzlicher Unterschied in der Verteilung der Wappenfiguren auf die Wappen in den friesischen und sächsischen Gegenden auf.

Wohl die berühmteste Wappenfigur im Friesenwappen ist der Adler. Er fällt meistens nur in Form eines halben Adlers oder richtiger Doppeladlers eine Seite des Wappens aus, während die andere eine weitere Wappenfigur zeigt. In dieser Form finden wir ihn beispielsweise in Osterode und Wülförden bei den Familien Almers, Betden, Hinrichs und Stender, im Bielefeld bei der Familie Siems und im Lande Wursten in den Wappen der Familien Gide Glade Adikes, Johann Adikes und Adikes-Wremen, Dürels, Eggers, Eibs, Eits, Erichs, Fowwes, Frers, de Frese, Hannies, Harssum, Johannis, Erich Adid Lübs, Johann Conrad Lübs, Ludeles, Nants, Pedes, Schmüls, Siats, Sibbens, Siers, Uffes und Wilkens.

Schließlich hat auch eine der Familien Damm im Lande Hadeln den halben Adler geführt.

Auch in anderen friesischen Marschen ist der halbe Adler als Wappenfigur weit verbreitet. Er ist vertreten in den Wappen, mit denen die Deke im Staatsaal des Provinzialrechts zu Leenwarden in der holländischen Provinz Friesland bemalt ist. Die Reichsarchive zu Leenwarden und Groningen, die Grabsteine der Provinz Friesland Groningen enthalten zahlreiche Siegel mit den Adlerwappen. In dem Werk von J. A. Feith „Grasschriften in Stad en Lande“, im ostfriesischen Urkundenbuch von Friedländer und in den Abhandlungen Kiefers über ostfriesische Familienwappen in den Mitteilungen des heraldischen Vereins zum Alceblatt in Hannover werden zahlreiche Adlerwappen nachgewiesen. Auch den alten bürgerlichen Marschen ist das Adlerwappen ein guter Bekannter.

Die weite Verbreitung des halben Doppeladlers im Friesenwappen hat den Laien wie den Gelehrten viel zu denken gegeben. Mit Vorliebe nahm man an, daß er ein uraltes kaiserliches Privileg für die Friesen sei. Auch die Sage, die ja so leicht da einsetzt, wo die Wissenschaft versagt, hat sich der Sache angenommen. Sie lautet in der Form, wie sie uns durch den alten Hauptmann Böse und durch den Dichter unserer Marschen, Hermann Almers, überliefert ist, folgendermaßen:

Die freien friesischen Marschen waren bis in unser Jahrhundert auch von der Heerfolge frei, weil sie dafür jahrein jahraus den Kampf mit den Huten zu bestehen hatten. Als aber Kaiser Konrad die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, zog eine Schar junger Friesen zu ihm und bat eindringlich, daß er sie dennoch mitnehmen möge nach Italien, auf daß sie für ihn kämpften und sein heilig Haupt beschützten. Das rührte ihn und freute den Kaiser; denn erfüllte er ihren Wunsch und nahm sie gar in seine Leibwache zu seiner nächsten Umgebung. Als er dann in Rom war, brach eine Verschwörung gegen ihn aus. In seinem Palast überfiel man ihn, um ihn zu morden; die wackeren Friesen aber schützten und retteten ihn. Da wollte er sich ihnen dankbar erweisen und sie alle zu seinen Rittern ernennen. Stolz aber lehnten sie es ab. „Dadurch ehrt du uns keineswegs“, sprachen sie, „denn von je waren wir edler als deine Ritter: ihnen ward ihr Land nur zum Lehn, wir aber haben es dem Meer entrungen und waren seine ersten Besitzer.“ Den Kaiser freute solcher Friesenstolz und er sprach zu ihnen: „Bleib es denn so; aber hinfort sollt ihr des Reiches Adlerbild im Wappen mit mir teilen.“ Seitdem führte manches alte Friesengeschlecht noch heute einen halben Reichsadler im Wappen.

So schön diese Sage indessen ist, eine befriedigende Erklärung gibt Weber sie noch vermochte die Wissenschaft früher zu geben. Es war dem Museumsdirektor Dr. Jakobus Meimers vorbehalten, eine jetzt wohl allgemein als richtig anerkannte Lösung für die Frage zu finden. Meimers weist nach, daß die Ritters und Ratgeber der freien friesischen Staaten, die keinen Fürsten und Landesherrn über sich anerkannten ihre richterliche Gewalt unmittelbar vom Kaiser ableiteten, mit dem Adler gesiegelt haben, und daß sie selbst und ihre Nachkommen in Erinnerung an dieses Amt den Adler in ihr Familienwappen übernommen haben. Das geschah meistens in der Weise, daß man den Schilde des Wappens spaltete, in die eine Seite die eigentliche Wappenfigur, in die andere dagegen eine Hälfte des Adlers setzte. Gelegentlich allerdings findet man auch den ganzen Doppeladler in einem Familienwappen. Ein besonders schönes Beispiel dafür bietet das Wappen des Ratgebers Elke Redekess. Es ist uns auf einem aus dem Jahre 1448 stammenden Grabstein in der Blexener Kirche, dessen Inschrift zu entziffern unlängst Heinrich Lübben gelungen ist, überliefert. Ausnahmsweise ist der Adler auch wohl in der Horizontale geteilt worden. Dahin ist u. a. das Wappen der ostfriesischen Häuptlingsfamilie Cirfena zu rechnen, aus dem sich das Emdener Stadt Siegel entwickelt hat. Die sogenannte Harbhe, die in diesem Wappen zu sehen ist, bildet aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verbin-

ding des kaiserlichen Adlers mit der Jungfrau Maria. Das Wappen vereinigt also die beiden Hälften in der Not, den himmlischen mit dem irdischen.

Die Jungfrau Maria war auch sonst von großer Bedeutung für die Bildung des friesischen Wappens. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn man berücksichtigt, daß der Marienkult im praktischen Religionsleben des Mittelalters einen ganz außerordentlichen Raum einnahm. Sie selbst erscheint mit dem Jesuskinde z. B. auf einem Wappen an der Außenseite der Kirche zu Spiek. Weit häufiger finden sich in den friesischen Familienwappen ihre Symbole, Rose, Lilie, Stern und Halbmond. Die Marienzeichen sind geradezu die Charakteristika der friesischen Familienwappen geworden. Sie treten in erdrückender Fülle in den west- und ostfriesischen Wappen auf. In den westfriesischen Wappen machen sie mehr als die Hälfte aller Schildfiguren aus. Auch den Familienwappen in den Niederwefermarschen brücken diese Figuren ihr Gepräge auf. Wir finden die Rose als Wappenfigur in den Wappen folgender Osterstader-Währbener Familien: Allmers, Betken, Simers, Eiken, Fedden, Hanßen, Innelsen, Sebben, Sedden, Wittken und von Würden; die Lilie in den Wappen von Bardenfleth, Ehlers, Hanßen, Lippels, Meiners, Sebben und Wittken; den Stern bei den Lürßen und Sebben und den Halbmond bei den Betken und Lürßen. In Wursten führen die Rose: die Allers, Eggers, Eibs, Eits, Erichs, Fouwes, Krers, Hannies, Hars, Hix, Harbiles, Johanns, Camps, Lübs, Siats, Störs, Uffes und Wildens; die Lilie: die Adikes, Alberichs, Bohl, Eggers, Eibs, Eiken, de Frese, Hannies, Hars, Camps, Ludders, Ludekes, Noits, Remmers, Schmülts, Siats und Sibbern; den Stern: die Adikes, Eibs, Lübs, Ludekes, Siats und Sibbern; den Halbmond: die Adikes. Dr. S. (Fortsetzung folgt.)

Dobrock, Hmendorf, Hainichenwalde, Habelsch und Hülle.

Wie eine Menge unserer alten Flurnamen durch die hochdeutschen Landmesser ganz falsch in unsere Katasterkarten geschrieben und dort vorläufig festgenagelt ist, darüber wurde schon häufig gesagt. Offentlich gelangt es der vom Heimatbund der „Männer vom Morgenstern“ zuerst vorgenommene und jetzt von der ganzen Provinz Hannover geforderten Flurnamensforschung, nicht bloß vergrabene Namen wieder ans Licht zu bringen, sondern auch die unrichtigen aus den amtlichen Listen zu entfernen. Fragt man einen Bauern nach dem Namen der Seewanne, in der sein Stück Land liegt, so antwortet er zuweilen: „Wie seggt...“ aber schrieben ward dat... J. B. Swiensendel, Schweineselle; der Hochdeutsche hat nicht gewußt, daß eine Fendel eine Weide ist, die „semt“ = beweidet wird. Wegen der verhaszten Flurnamen wollen wir uns nicht so ärgern, wie über die verkehrten Namen viel genannter Dörflchen. So nennt man fast allgemein den viel besuchten bewaldeten Höhenzug an der Niederelbe, den Dobrock. Mein jahrelanger Kampf, diesen blödsinnigen neu gefundenen, aber nun, wie man ja bald glauben sollte, kaum noch ausrottbaren Namen wieder durch den ursprünglichen zu ersetzen ist bisher nur in den Kreisen der Morgensterner teilweise von Erfolg gewesen. Auf den Einladungen zu den Versammlungen der Männer vom Morgenstern steht: Forsthaus Dobrock auf der Wingst. Die Forstleute allein haben seit hundert Jahren, seitdem sie die ersten Bäume auf dem vorher kahlen Höhenzuge anpflanzten, den alten richtigen Namen behalten. Die übrigen Besucher, denen das Wirtshaus ja oft wichtiger ist als die schöne Umgebung, übertrugen den Namen des Forsthauses Dobrock, wo Spiel und Tanz, Speise und Trank sie lockten, auf die bewaldete Höhe. So heißt denn die größte in unserer flachen Gegend doch wirklich ansehnliche Erhebung mit ihrem 74 Meter hohen Silberberg, ein Bruch und nicht mehr die Wingst. Beim Forsthaus steht dwogeer = zäher Töpferton an, daher sein Name.

Ein junges Dorf im Kreise Lehe, das durch den Fleiß seiner Bewohner aus dem öden Hochmoor zwischen Neuenwalde, Drangstedt und Debsiedt nach anfänglich recht harter Arbeit ein gutes Stück Kulturland schon geschaffen, schied sich an, im Jahre 1929 sein hundertjähriges Bestehen zu feiern. Ob es seinen verhaszten Namen mit in sein neues Jahrhundert mit hinübernehmen will? Es heißt jetzt Hmendorf, und zwar mit Unrecht. Hmendorf müßte es genannt werden. Auf alten Karten, so noch 1808, wo unser Land ein Teil von Frankreich war, ist der Hemen See verzeichnet und in einer Urkunde von Neuenwalde vom Jahre 1308, die in Elmslohe aufgenommen ist, wird der dritte Teil in Hemme und Klein Hem aufgeführt. Nach dem Lagerbuch von Neuenwalde, das die Grenzen des Kloster Amts beschreibt, steht an der Südgrenze der Scheidungsstein an dem Hemen See. Wenn wir also gerecht sein wollen, so müssen wir dem mit Bremerhaven fast gleichaltrigen Dorf, das ehe die Steinbohle zu uns kam, mit manchem Fuder schweißgetränktem Torf die Herde und Defen der Städte geheizt, nicht mehr nach Hymen, dem griechischen Gott der Hochzeiten und der Ehe, nennen.

Recht zweifelhaft ist auch, ob der jetzt amtliche Name Hainichenwalde, der Eisenbahnhaltstelle Wefermünde-Bremerbörde, der richtige ist. Wahrscheinlich müßten wir eigentlich Hainschenwall sagen. So habe ich auch den Namen früher dort gehört. Nicht weit nördlich der Haltestelle ist der ansehnliche Ringwall, der dort der Gegend sein Gepräge gab und nicht der Wald.

Wähnen möchte ich auch Habelsch im Kreise Geestemünde. Der Hof heißt Hoffgeest. Siehe er Geesthoff = Geesthövede, so wäre er wie Verhövede (Haupt = Quelle des Baches) das Haupt der Geeste. Der Hof liegt jetzt nicht weit von dem auf der Karte Reis Bruch genannten

Moore, der unseren beiden Hauptflüssen, der Lüne und der Geeste, das erste Wasser gibt.

Der so segensreich wirkende Deutsche Sprachverein sollte sich mal den Namen einer unserer schönen immergrünen Wald- und jetzt auch Gartenpflanze, vornehmen. Der Gärtner und alle andern „Gebildeten“ nennen den Busch mit den in der Jugend stacheligen, glänzenden Blättern Ilex, und der deutsche Lehrer gibt ihm in der Schule den Namen Stechpalme. Wir sind doch Deutsche und brauchen keine unnötigen fremde Bezeichnungen auch nicht für unsere deutschen Bäume. Mit Palmen haben diese Gewächse doch nur das gemein, daß sie immer grün sind. Dann könnte man ja auch für Efeu — Kletterpalme sagen. Wir haben doch den guten deutschen Namen Hülse für die prächtige Pflanze.

Dr. J. Bohl.

Winterlandschaft.

Unter sturmzerfetzten Wolken ruht das Land,
Wintersmüde liegt es hingegossen,
Und des Baches eisbedecktes Silberband
Raunt von Tagen, die vom Licht umflossen.
Dorfes Hütten stehn mit weißer Haubenzier,
Eingebückt in all dem starren Schweigen,
Und die Tannentwälder, wie in Demut schier,
Ihre schneebedeckten Zweige neigen.

Frieda Callier.

Vom Hamburger, Stader, Bedershofer und Osterndorfer Bier.

G. In der letzten Nummer des „Niederdeutschen Heimatblattes“ (Nr. 13) berichtet Herr Pastor Ramsauer (Bedersdorf) vom Bremer Bier und seiner Bedeutung für Bremens Wirtschaft in vergangenen Zeiten. Wie die Chronik von Hynesberch und Schene ausweist, überholte Hamburg im Jahre 1374 die Schwesterstadt in der Menge der Bierproduktion. So groß war ihr Wert in Bremens Ausfuhr, daß der Graf Johann II. von Oldenburg im Jahre 1594 das Bremer Bier boykottierte —, weil er in dieser Maßnahme eine wirkungsvolle Repressalie erblickte, um die Stadt seinen Wünschen gefügig zu machen.

Ergänzend zu diesen Ausführungen möchte ich darauf hinweisen, daß fast genau um dieselbe Zeit noch zwei andere norddeutsche Fürsten dieses wirtschaftliche Kampfmittel gegen ihre Nachbarn anwandten. Der Erzbischof von Bremen führte in der Zeit vom 23. Oktober 1581 bis 12. Juni 1583 gegen Hamburg den ersten und von 1611 bis 1614 den zweiten „Bierkrieg“. Diesem Beispiele folgte im Jahre 1615 auch der Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg. — 1581 hatte Hamburg auf dem Elbstrom Freibreuer gefangenengefesselt und in der Stadt gerichtet, die auf erzbischöflichem Gebiete Zuflucht gesucht hatten. Der Erzbischof betrachtete diese Handlungsweise als eine Verletzung seiner Hoheitsrechte und verbot im Verlaufe der folgenden Verhandlungen für das ganze Gebiet des Erzbistums die Einfuhr und den Anschaff von Hamburger Bier. Durch öffentlichen Anschlag wurde das Verbot, das auch für Sadeln Gültigkeit erhielt, bekannt gemacht. Hamburg mußte dieses erzbischöfliche Vorgehen recht hart getroffen haben; denn es antwortete nicht nur sofort mit dem Verbot des Verkaufs Altländer Kirchen auf dem städtischen Markt, sondern es bemühte sich auch durch Abgesandte sehr eifrig beim Kaiser um die Zurücknahme der Verfügung des Erzbischofs, zumal der Bierabsatz ohnehin durch die Verbesserung des Brauwesens in Lübeck eine merkliche Minderung erfahren hatte.

Hamburgisches Bier wurde zuerst im Jahre 1189 in einem kaiserlichen Schreiben erwähnt, in dem ein Strafmaß für unrichtige Biermaße festgesetzt wurde. Zimmermann sagt in seiner „Neuen Chronik von Hamburg“, daß bereits im 12. Jahrhundert das Brauen von Bier ein vorzügliches Nahrungszeug gewesen sei, mit dem sich die vornehmsten Geschlechter besaßen. 1233 wurde zum ersten Male „die ursprünglich rote Farbe des Bieres in weiß verwandelt“. Bis zur letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts führte Hamburg bedeutende Mengen dieses Getränkes nach Frankreich, Spanien, England und den Niederlanden aus. Mit der Zunahme der Weineinfuhr und der Eröffnung von Rastehäusern ging der Bierkonsum noch mehr zurück, doch suchte und fand die Stadt durch die Aufnahme des Walfanges und durch die Errichtung von Tranbrennereien einen Ausgleich für den Verlust. Wirtschaftskriege sind immer ein zweischneidiges Schwert. Auch in diesem Falle litten beide Parteien.

Der Absatz Altländer Kirchen stieg vollständig, weil man völlig auf die Konsumkraft Hamburgs angewiesen war. Große Mengen verdarben und die Altländer wandten sich deshalb hilfesuchend an ihren Landesfürsten. Hamburg dagegen mußte zusehen, wie im ganzen niederelbischen Distrikt andere Getränke, wie Wein, Branntwein, das Bremer Bier und der Stadische „Rater“ eine immer größere Verbreitung fanden. Deshalb versuchte man, durch den Kaiser auf den Erzbischof zu drücken, damit „die eble Gabe Gottes, das Hamburger Bier“, wieder im Erzbistum geschenkt werden dürfte. Der Senat begründete sein Vorgehen mit dem Hinweis auf die Seuchengefahr, die mit dem reichen Genuß des Obstes für die Untertanen heraufbeschworen würde und mit dem Umstande, daß die niederelbischen Landschaften und Kirchspiele allzuarg an Hamburg verschuldet seien. Aus den Berichten der Grafen von Fock, des Bogtes

*) In der bremischen Chronik von Joann. Renner heißt es freilich von 1308:

„Hamborger Beir — du eddel Drand —
Dit For heist du dinen Anstand.“

von Neuhaus und dem Amte Freiburg geht allerdings auch hervor, daß die Verschuldung einen hohen Stand erreicht hatte.

Es schuldeten den Hamburgern: die Einwohner des Kirchspiels Haffelwärder 5319 Mark, Estebrügge 30 746 Mark, Jork 9665 Mark, Steinkirchen 1452 Mark, Geversdorf 4850 Mark, Bülkau 1360 Mark, Cadenberge 1021 Mark, Oberndorf 1089 Mark.

Sehr geschickt — und wie man sieht — mit guten Belegen begründete der Erzbischof seine Handlungsweise mit der landesväterlichen Fürsorge und der Sorge um die Hebung der Sittlichkeit in seinem Lande. Daher versuchten die Hamburger in ihren Schriftstücken auch, ihm die Berechtigung dieser Art der Begründung zu entwenden. Sie sprechen von dem „geringen getrennte, so man taffelbier nennet, darin doch niemand das seinige verschwenden kan“. Entsprechend der plattdeutschen Redensart: Ober't Supen ward jümmer veel Ophebens moft, ober von'n Dorst seggt keen Minsch wat, entgegneten die Hamburger auf den Vorwurf, daß der Genuß des Bieres die Leute zu Mord und Totschlag verleite: „Es ist nicht der Gebrauch unseres Bieres, sondern die verderbte frevelmütige Natur des Menschen die causa praefati mali und ferner diese, daß vor ihiger Zeit im Erzstifte die Totschleger mit keinem ernste verfolget, viel weiniger selbige mit wohlverdienter Strafe belegt werden.“

Wie sehr die Befürchtungen Hamburgs gerechtfertigt waren, zeigt die Feststellung, daß z. B. in Osten vor dem Vortott 88 To. Hamburger Bier geschenkt wurden, nach dem „Kriege“ aber 76 Tonnen „Kater“, 92 Tonnen Rotbier und 12 Tonnen Bremer Bier! Die Erkenntnis der wirtschaftlichen Schädigung auf beiden Seiten führte dann auch dazu, daß man den ganzen Streit allmählich einschlafen ließ. —

Außer dem Hamburger und Bremer Bier gab es in unserm Bezirk noch zwei Bierarten, die im Stade und Bederkesa gebraut wurden und die der Volksmund mit den Spitznamen „Kater“ und „Söl-den-Kerl“ belegte.

Größere Verbreitung werden beide kaum gehabt haben; zur Hauptsache werden die umliegenden Ortschaften und Bezirke damit versorgt sein. Das „Intelligenzblatt für die Herzogtümer Bremen und Verden“ vom 30. November 1836 enthält z. B. einen Hinweis der Stader Bierbrauergilde auf ihr Privilegium daß außer dem Hamburger Bier in den Ortschaften Irtelenfleth, Hollern, Büßfleth und im Bezirk der Klostermeierei Stade nur ihr Bier verschenkt werden darf, und zwar in öffentlichen Lokalen und in den Häusern der Einwohner.

Der Stader „Kater“ war ein Bitterbier, das infolge des kräftigen Einbrauens ein „Kragen“ im Halse erzeugte und eine Wirkung hinterließ, die wir noch heute als „Kater“ oder „Kragenjammer“ bezeichnen. Die übrigen Biere, wie die Braunschweiger Mumme, das Einbäder Bier, der hannoversche Brothau waren meist süß-säuerliche oder dickflüssige Süßbiere.

Den Namen des in Bederkesa gebrauten „Söl-den-Kerl“ erklärt Lünecke (Bederkesa) im hannoverschen Magazin von 1846 als eine Wortzusammenstellung von Söl = sich vollsaufen, berauschen und „den Kerl“. In Rehdingen war um jene Zeit in der plattdeutschen Ausdrucksweise das Wort „sölen“ im bezeichneten Sinne noch allgemein gebräuchlich. — Die Ableitung der Bezeichnung „sölen“ von einsalzen wies der kürzlich verstorbene Heimatforscher Claus Schröder stets als unrichtig zurück. Die oft angewandte Schreibweise „Söhlenkerl“ muß deswegen in „Söl-den-Kerl“ berichtigt werden. Wie wir in hochdeutschen Namen häufig sogenannte Imperationalnamen, wie Thubichum, Silbelsum, Trilhaus, Daltaus, Leberacht, Bleibtreu, Schlachtegruß finden, so ist auch diese Zusammenziehung als Spitzname zu deuten wie etwa Griesepferl.

Wie Lünecke berichtet, hatte dieses Bederkesaer Bier neben dem Kleeen und seiner nächsten Umgebung hauptsächlich sein Absatzgebiet in Wustten und Gadeln.

Als sich einst die Brauer von Otterndorf beim Herzoge Franz von Sachsen-Lauenburg beschwerten, daß bei ihnen Bier aus Bederkesa eingeführt würde, während sie doch selbst Brauereien hätten, antwortete der Herzog, daß solange Bier aus Bederkesa geschickt werden dürfe — bis die Brauer von Otterndorf selbst gutes Bier brauen würden.

J. J. C.

Bermischtes.

+ Entings „Kind“ verplattdeutsch. Zum 60. Geburtstag des in Kiel geborenen Dichters Ottomar Enting brachte die „Niederdeutsche Bühne Kiel“ im dortigen Schauspielhause Entings Kleinstadtkomödie „Das Kind“ in einer plattdeutschen Uebersetzung von Paul Jessen mit starkem Erfolge heraus. Die Kritik bezeichnet, wie der „Schleswig-Holsteiner“ hierzu bemerkt, das plattdeutsche Gewand als angemessener für den Inhalt des Werkes, als das ursprünglich hochdeutsche.

+ Die nordfriesischen Frauen vor 300 Jahren. Es wird wohl nur wenig bekannt sein, daß schon einmal vor etwa 300 Jahren die weiblichen Einwohner der nordfriesischen Inseln kurze Röcke getragen haben. Der alte Chronist Dannewerth gab um das Jahr 1650 eine Schilderung von den Syltern, in der er u. a. folgendes schreibt:

„Die Einwohner auf dieser Insel bedienen sich noch ihrer altfriesischen Sprache, haben auch noch ihren besonderen alten Habit oder Tracht an Kleidung, insonderheit tragen die Weiber kurze Röcke, so nicht viel über die Knie herunterreichen, wie vormalis die spartanischen Weiber auch sollen getragen haben, denen sie an Muth und Herbe sich auch gleichstellen.“

Dorfnachtfrieden.

Von Ed. Schullerus.

Aus keinem Fenster mehr ein Schein
Hier schliefen alle längst schon ein.
Der Kirchturm steht: ein drohend Schwert,
Das jedem Feind den Einbruch wehrt.

Im schweren Schlaf geht um der Trug:
Starr streckt vom Stroh sich nach dem Flug
Die arbeitsraube Bauernhand ...
Und an der Wand
Die Uhren schlagen hart
Dem Tag entgegen.
Nicht wart noch! Wart!
Allerwegen schwebt die Stille.
Heiliger Wille:
Daß die Nacht
Keins durchwacht.

Plattdeutsche Rätsel.

Achter usen Huse,
Blögt Badder Kruse.
Ohne Plog un ohne Steert,
Noe, min Kind, wat is dat? (Der Maulwurf.)

Dor geiht en Plattfoot ober de Brüggen.
Het den König sin Bett op'n Rüagen. (Die Gans.)

En griß, grab, grünnchen,
Do lep en lüttjet Kindjen.
Je fierder as he lep,
Je höger hölt he sin Steert. (Der Brunnenschwengel.)

Achter usen Huse dor liegt en Kiel,
De het sil de Rippen in'n Balge verbreit. (Das geflügelte Land.)

Hümpelken, Koppimpelken leg op de Bank,
Hümpelken, Koppimpelken fell von de Bank.
Gew sin König in'n Land,
De Hümpelken, Koppimpelken wedder hese molen kunn. (Das St.)

De ole Griesse-Grav
Steht alle Nach in Dau,
Het ten Fleisch,
Het ten Blood,
Delt doch alle Rite good. (Die Windmühle.)

In de Wist, dor steht in Dist,
Dor rengt nich op,
Dor schneet nich op,
Is ober jümmer natt. (Die Bunge.)

Achter usen Huse hängt en Birepuse;
Wenn de lebe Silune schient, denn blaet de Birepuse. (Der Elszapfen.)

Bücherchau.

* Hermann Löns, „Die rote Beete“. Mit sieben Holzschnitten von Erich Feyeraabend (Adolf Sponholz Verlag, G. m. b. H., Hannover). Auf Blütenpapier gedruckt, gebunden 2,00 Mark. — Dem „Braunen Buch“ ist diese Novelle entnommen, sie gilt mit Recht als eine der reifsten und stärksten Arbeiten von Hermann Löns und schildert den Kampf zwischen Franken und Sachsen, Karl dem Großen und dem niedersächsischen Stammesherzog Wittekind, das Ringen des altfriesischen Heidentums mit dem neuen Christentum. In der Entwicklung des Dichters bedeutet sie eine Vorstufe zu seiner großen Bauernchronik: „Der Wehrwolf“. Alle Vorzüge des Romans finden wir hier schon vor, die Verflechtung von Handlung und Natur, die markige Sprache, den quaderhaften Aufbau. Der chronikartige Charakter dieser Novelle wird durch die Holzschnitte von Erich Feyeraabend treffend illustriert.

* Vereinigung im niederdeutschen Zeitschriftenwesen. „Der Schimmlereiter“, Zeitschrift für niederdeutsche Literatur und niederdeutsches Bühnenleben (H. Hermes Verlag, Hamburg) geht ab 1. Januar in den Carl Schünemann-Verlag, Bremen, über und wird künftig mit der Zeitschrift „Niederachsen“ verschmolzen werden. Es ist damit ein erfreulicher Schritt weiter getan zur Schaffung einer umfassenden Heimatzeitschrift, die endlich einmal an die Stelle der allzuvielen kleinen Heimatblätter treten muß.